

RUNGGALDIER, EDMUND, *Zeichen und Bezeichnetes*. Sprachphilosophische Untersuchungen zum Problem der Referenz. Berlin/New York: De Gruyter 1985, XI/360 S.

Die Beziehung zwischen dem sprachlichen Zeichen und dem, was von ihm bezeichnet wird, ist ein Schnittpunkt, in dem semantische, ontologische und erkenntnistheoretische Fragestellungen zusammenlaufen. R.'s Untersuchung konzentriert sich dabei, wie der Untertitel anzeigt, auf *eine* Art der sprachlichen Zeichen: die Eigennamen (im Sinne Freges). Was ihn vor allem interessiert, sind die ontologischen Konsequenzen, die sich aus einer Theorie der Referenz, d. h. der Bedeutungsbeziehung zwischen den Eigennamen und den Dingen in der Welt, ergeben. – Die gegenwärtige Diskussion über die Referenz geht aus von Freges Unterscheidung zwischen dem Sinn und der Bedeutung eines Eigennamens. Wichtigster Punkt der Kontroverse ist, ob wir auf die Bedeutung, d. h. den von dem Eigennamen bezeichneten Gegenstand (z. B. die Venus), nur vermittels des Sinns des Eigennamens, d. h. der Gegebenheitsweise des Gegenstandes (z. B. als Morgenstern oder als Abendstern) bezug nehmen können. Teil 1 des vorliegenden Buches behandelt Autoren, die mit Frege diese Frage bejahen (Tugendhat, Strawson, Dummett, Geach). Teil 3 stellt die Gegenposition dar: Eigennamen referieren „starr“, d. h. sie beziehen sich ohne Vermittlung des Sinns auf den bezeichneten Gegenstand (Kripke, Donnellan, Putnam, Wiggins). Schwerer einzuordnen ist Quine (Teil 2). Durch seine Auffassung, daß Gegenstände Ausdrücke *erfüllen*, steht er, durch die Vermittlung von Tarski, in der Tradition Freges; einen wichtigen Unterschied zu Frege markiert jedoch sein Begriff der referentiellen (im Unterschied zur substitutionellen) Quantifikation. Teil 4 befaßt sich mit modaltheoretischen Folgerungen aus der Theorie der starren Referenz, vor allem mit dem Begriff der möglichen Welten und der Unterscheidung zwischen Modalitäten *de dicto* und *de re*.

Auswahl und Abfolge der dargestellten Positionen sind von einem systematischen Anliegen bestimmt. R. wendet sich gegen die „sprachanalytische“ Deutung der Referenz und plädiert für einen Realismus im Sinne eines aristotelischen Essentialismus. Exponent der sprachanalytischen These ist für R. Tugendhat, der versuche, „die naive Postulierung von Beziehungen zwischen sprachlichen Ausdrücken und Gegenständen in der Welt durch Untersuchungen der *Verwendung* dieser sprachlichen Zeichen aufzulösen“ (49). Das mag zutreffen auf Tugendhats Frege-Aufsatz (in: *Analysis* 30 [1970]), wo er vorschlägt, Freges „Bedeutung“ durch „Wahrheitswertpotential“ zu übersetzen (vgl. R. 67–72). Tugendhats „Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie“ (1976), von denen R. am Anfang seines Buches ausgeht und auf die er sich immer wieder bezieht, können dagegen nicht so interpretiert werden. Hier verwahrt Tugendhat sich ausdrücklich gegen das Mißverständnis, daß „die geregelte Zeichenverwendung irgendwie an die Stelle der Gegenstände treten würde“. Sie „tritt nicht an die Stelle dieser *Gegenstände*, sondern an die Stelle einer fingierten zeichenfreien *Bezugnahme* auf diese Gegenstände“. Das Anliegen von Tugendhats sprachanalytischem Vorgehen ist es, „das Schema Zeichen-Gegenstand *aufzuklären*“ (Tugendhat 1976, S. 482f. Hervorh. des Originals). Versteht man die von R. immer wieder apostrophierte „sprachanalytische“ Position in dieser Weise, so bleibt unklar, worin ihr Gegensatz zu einer „realistischen“ Auffassung, für die R. plädiert, bestehen soll.

Am Ende seiner Quine-Darstellung zitiert R. Strawsons Kritik an Quine: „So our theoretical grasp of the nature of canonical notation rests upon our theoretical grasp of the identificatory function of singular terms“ (216). Dieser Hinweis erscheint mir deshalb als wichtig, weil er zeigt, daß Quines Deutung der Referenz als Erfüllungsrelation die Frage, wie wir feststellen können, ob ein Ausdruck erfüllt ist, offenläßt. *So betrachtet* behandeln Tugendhat und Strawson eine andere Frage als Quine (vgl. Tugendhat 1976, S. 342; zitiert R. 7f.); sie dürfen *unter dieser Rücksicht* also nicht als einander abschließende Positionen betrachtet werden. R. stellt an den Anfang seiner Quine-Darstellung einen Abschnitt über „Quines Realismus“ (140–147). Er kann sich dafür auf Quines naturalistische Erkenntnistheorie und auf den programmatischen § 1 von „Word and Object“ „Beginning with ordinary things“ berufen. Aber gerade Quine scheint mir zu zeigen, wie problematisch der Realismusbegriff ist. Quines Realismus darf nicht isoliert von dessen Thesen von der Unbestimmtheit der Übersetzung, der



Unerforschlichkeit der Referenz und der ontologischen Relativität gesehen werden. Eine Ontologie ist nach Quine bedingt durch die jeweilige Rahmentheorie; getrennt von ihr verliert sie ihren Sinn. Eine Ontologie ist in einem zweifachen Sinn relativ: „Relativ zur gewählten Rahmentheorie und relativ zum Übersetzungsverfahren aus der Theorie in die Rahmentheorie“ (214f.). Von daher sind die Frage nach einer theorie- und sprachunabhängigen Wirklichkeit und ein in diesem Sinn verstandener Realismus für Quine sinnlos.

R. vertritt die Auffassung, Freges These, die Bedeutung eines Eigennamens hänge von dessen Sinn ab, müsse aufgrund „der revolutionären Arbeiten Kripkes, Donnellans und besonders Putnams“ mit Korrekturen versehen werden (331). Diese Auffassung hat gute Gründe für sich. Einiger Qualifikation bedarf es dagegen, wenn R. aus dieser Semantik der starren Designatoren einen „aristotelischen Essentialismus“ folgert. Gewiß kann man behaupten, diese Semantik mache „die alte Unterscheidung zwischen Nominal- und Realessenz wieder hoffähig“ (331); zu fragen ist nur, was in diesem Zusammenhang unter „Realessenz“ zu verstehen ist. In der Terminologie Kripkes und Putnams ist es die Tiefenstruktur der natürlichen Arten und Substanzen; sie macht nach Putnam die „trans-world-identity“ einer Art in verschiedenen möglichen Welten aus. Nun mag es ein methodisches Ideal sein, zu erkennen, wie die Dinge in sich sind. Aber wer dieses Ideal verfolgt, kann nicht auf das Mittel der Sprache verzichten. Die Unterscheidung zwischen Nominal- und Realessenz geht zurück auf die Zweiten Analytiken des Aristoteles. Dort bedeutet sie eine Unterscheidung zwischen Sprachebenen. Eine Realdefinition ist eine Definition, die den strengen methodischen Anforderungen der Aristotelischen Wissenschaftstheorie entspricht. Eine trans-world-relation, so hat mir Putnam in einem Gespräch gesagt, gebe es nur im Rahmen der Naturgesetze. Wir können also, darin stimmen Aristoteles und Putnam überein, ohne Wissenschaftssprache die Tiefenstruktur natürlicher Arten nicht angeben, und damit stehen wir wieder vor dem Problem, welche Ontologie und welche Wissenschaftssprache wir wählen sollen. Leider konnte R. Putnams 1981 erschienenes Buch ‚Reason, Truth and History‘, in dem Putnam sich von einem metaphysischen Realismus distanziert und für einen internen Realismus argumentiert, nicht mehr berücksichtigen. Putnam hat mir gesagt, er habe auch in seiner grundlegenden Arbeit „The meaning of „meaning““ (1975) keinen metaphysischen Realismus vertreten. Seiner Ansicht nach sei die Semantik der starren Designatoren mit einer idealistischen Position im Sinne des internen Realismus vereinbar.

Um meine Kritik zusammenzufassen: Die These, die „sprachanalytische“ Auffassung setze „Bedeutung und Verifikationsmethode“ gleich (337), scheint mir soweit sie Tugendhats ‚Vorlesungen‘ (1976) betrifft ein Mißverständnis zu sein. Der für das Anliegen des Buches grundlegende Begriff des Realismus ist nicht hinreichend geklärt. Die Arbeit hätte gewonnen, wenn bei der kritischen Auseinandersetzung mit den verschiedenen Theorien noch sorgfältiger zwischen dem Referenten als dem bezeichneten Gegenstand (der Bedeutung im Sinne Freges), der Referenz als der Relation zwischen dem Zeichen und dem bezeichneten Gegenstand und dem Referieren als dem Funktionieren eines Zeichens und dem Akt des Sprechers unterschieden worden wäre. – Diese Fragen wollen auf ein wertvolles Buch hinweisen, das aus einer umfassenden Kenntnis der Materie in mustergültiger Klarheit, auch dort, wo es um schwierige Zusammenhänge geht, eine wichtige Diskussion der gegenwärtigen Philosophie darstellt, zu ihr Stellung bezieht und versucht, Beziehungen zwischen ihr und der klassischen scholastischen Ontologie aufzuzeigen.

F. RICKEN S. J.

BEDINGUNGEN DER MÖGLICHKEIT. ‚Transcendental Arguments‘ und transzendentes Denken. Hrsg. *Eva Schaper* und *Wilhelm Vossenkuhl* (Deutscher Idealismus 9). Stuttgart: Klett-Cotta 1984. 286 S.

Der Wert dieses Buches liegt in der Weite, mit der hier ein zentrales Thema der gegenwärtigen philosophischen Diskussion angegangen wird. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zum Gespräch zwischen der kontinentalen und der angelsächsischen Philosophie. Die acht Haupt- und fünfzehn Diskussionsbeiträge gehen zurück auf ein Sympo-